



REFORMIERTE KIRCHGEMEINDE MÜNCHENSTEIN

Predigtreihe Sommer 2016

Märchen im Spiegel der Bibel



Was braucht es, dass Menschen Befreiung finden, sei es von aussen oder aus ihnen selbst? (Foto: U. Gallandre)

Liebe Leserin, lieber Leser

Was braucht es, dass Menschen Befreiung finden, sei es von aussen oder aus ihnen selbst? Davon erzählen viele biblische Geschichten und auch viele Märchen. Im Ferienmonat Juli haben wir den Brückenschlag gewagt und die beiden Welten miteinander ins Gespräch gebracht. Was haben sie zu erzählen über Befreiung und Erlösung?

Entstanden sind fünf Predigten, die auf je eigene Weise eine Antwort auf diese Frage suchen. Die Arbeit an den Märchen und biblischen Texten hat uns grosse Freude gemacht – und auch viele Zuhörerinnen und Zuhörer fanden Gefallen daran. Auf vielfachen Wunsch stellen wir unsere „märchenhaften“ Predigten schriftlich zur Verfügung.

Wir danken für Ihr Interesse und wünschen Ihnen eine vergnügliche, nachdenkliche und lehrreiche Lektüre.

Pfarrerin Birgit Schmidhalter und Pfarrer Markus Perrenoud
Münchenstein, im August 2016

„Bremer Stadtmusikanten“ Birgit Schmidhalter	s. 3
„Vom Fischer und seiner Frau“ Markus Perrenoud	s. 7
„Hänsel und Gretel“ Markus Perrenoud	s. 15
„Frau Holle“ Birgit Schmidhalter	s. 20
„Das Mädchen ohne Hände“ Birgit Schmidhalter	s. 26

„Die Bremer Stadtmusikanten“ –
„Wir brauchen einander und bilden einen Körper“ (1.Kor 12, 13–27)
Birgit Schmidhalter, 3.Juli 2016

Das Märchen finden Sie [hier](#).

Liebe Gemeinde,
da sind also die vier Tiere: Esel, Hund, Katze und Hahn. Gemeinsam ist ihnen, dass sie alt geworden sind und ihnen die Kraft fehlt, den Menschen weiterhin zu dienen. Aber statt dass man ihnen den Dienst dankt, werden sie von den Menschen für nutzlos erachtet. Es schmerzt, wie lieblos sie behandelt werden. Bei allen vier geht es um ihr Leben. Die jeweiligen Besitzer und Besitzerinnen wollen sie töten lassen. Die altgewordenen Tiere sind nicht mehr länger geduldet. Sie bekommen kein Gnadenbrot. Wo aber könnten sie so alt und schwach noch etwas erarbeiten. Die Vier machen das einzige, was sie im Moment tun können: sie laufen um ihr Leben und rennen davon. „Etwas Besseres als den Tod findest du überall“, so der Esel.

Manchmal kommen einem in Alter oder in Zeiten von Umbrüchen ähnliche trübsinnige Gedanken. Und da sagt sich einer oder eine: Wozu bin ich noch gut, ich bin doch nur noch eine Last für andere. Die, für die ich einmal da war, sind selbstständig und unabhängig und brauchen mich nicht mehr. Das heisst: Etwas ist abgeschlossen. Ein Lebensabschnitt geht zu Ende. Das schwer erträgliche ist, dass das Neue noch nicht am Horizont sichtbar ist, ja dass man sogar glaubt, dass das Leben überhaupt am Ende ist. Da sehen wir kein Ziel mehr, keinen Sinn im Leben, auf das es sich zu freuen lohnt oder auf das man hinarbeiten könnte. Plötzlich ist ein Lebensabschnitt vorbei, der neue Abschnitt ist noch nicht in Sicht und man steht irgendwie in der Wüste. Auch für diese vier Tiere ist ein Lebensabschnitt beendet und ihre Fütterer können oder wollen sich das Tierfutter nicht mehr leisten.

Diese Übergänge passieren nicht nur alten Menschen, sondern diese Umbrüche geschehen im Laufe des Lebens immer wieder. Mal sanft und mal sehr abrupt und schmerzlich. Dieses Gefühl, irgendwie allein zu sein, irgendwie keinen Platz mehr zu haben, wo man daheim ist, dieses Gefühl kann jeden und jede treffen. Und sogar der Kirche als Institution passiert es. Etwas ist nicht mehr so wie es früher war.

Und hier warnt das Märchen als erstes: beweg Dich, lass es hinter Dir, sonst stirbst Du. Nur wer sich verändert, bleibt sich treu. Was hilft in dieser Situation des Umbruches. Wie schaffen es die vier Haustiere?

Der Esel hat eine verrückte Idee. Er will nach Bremen als Musikant seinen Lebensunterhalt zu verdienen. Mit diesem Ziel vor Augen kommt wieder Lebenswillen auf. Und das Schöne dabei ist, dass er Leidensgenossen findet, die mit ihm die Idee teilen. Einfach so, probieren wir es. Die anderen hätten ja resigniert ablehnen können. Aber nein, so unterschiedlich diese Haustiere auch sind, sie wollen mitmachen und schliessen sich zusammen. Da ist einer, der sagt: Hallo, ich kann Dich brauchen, ich habe für dich einen Platz im Orchester. Es gibt noch etwas Besseres als den Tod.

Es braucht nicht viel, und doch bedeutet es einen ersten Schritt: ein spontaner Einfall, eine Idee, ein paar Freunde, ein bisschen Begeisterungsfähigkeit und Mut, auf das Unbekannte zuzugehen. Von hinten angestossen durch die Angst zu sterben und von vorne durch eine Idee angezogen. Nach einer Phase der Trauer, der Ungewissheit, der Leere kann ein guter Einfall Ziel und Lebenssinn geben. Und sind dann noch andere, die einem darin bestätigen und mitmachen, so kommt Bewegung auf.

Also machen sich Esel, Hund, Katze und Hahn auf und wandern gemeinsam Richtung Bremen. Die Nacht bricht ein und sie müssen im Wald Halt machen, um zu übernachten. Das ist eine erste Herausforderung, denn es sind ja keine wilde Tiere, sondern Haustiere, die normalerweise einen anderen Komfort gewöhnt sind. Doch sie richten sich ein, so gut es geht. Zum Glück entdeckt der Hahn das Waldhaus. Sie gehen hin, schauen durch die Fenster und sehen all das, was ihr Herz begehrt.

Und jetzt kommt erneut Bewegung in die Tiere. Diese Nacht wird im Nachhinein als die Nacht der Entscheidung und der Lebenswende erzählt werden. Aber das können die Vier noch nicht wissen. Sie müssen nun mutig sein. Die lebenserfahrenen alten Haustiere denken sich eine List aus. Sie wissen genau, was sie für ihr Leben wollen. Und das macht sie entschieden und unerschrocken. Jedes Tier für sich ist schwach und leicht zu überwältigen. Aber gemeinsam sind die Vier stark. Sie bauen den uns sehr bekannten Turm, nutzen den Überraschungseffekt und vertreiben erfolgreich die Räuber.

Was half? *List, Lebenserfahrung, Entschiedenheit, Risikobereitschaft und natürlich auch Glück.* Das Märchen gibt Hoffnung denen, die sich klein,

schwach und unbedeutend fühlen. Es gibt Mut, sich für sich selbst zu wehren. Das Märchen ist beliebt bei Kindern. Gemeinsam können sich die Kleinen gross machen und sich gegen die Grossen wehren. Gemeinsam sind sie stark – so das schöne Bild der Tiere, wie sie aufeinander stehen. Das Märchen zeigt die Kraft der Schwachen, ihre Beherztheit und Lebenslust, ihre Freundschaft, ihr Zusammenhalt, der sie gegen die Räuber schliesslich stark macht und schützt.

Im Märchen von den Bremer Stadtmusikanten geht es um noch mehr: um einen neuen Platz im Leben, um den Sinn. Die vier finden für sich eine neue Heimat, der ihnen Schutz gibt und Behaglichkeit. Das Märchen lehrt uns: Wenn man um einen Sinn weiss und ihn spürt, dann kann man fast alles aushalten: auch die Angst und die Ungewissheit. Das Märchen gibt Hoffnung, etwas nie Dagewesenes zu wagen und einen mutigen Aufbruch. Es kommt vielleicht anders als erwartet, sogar reicher als erwartet. Wenn ich genau spüre und weiss, was richtig ist und es zu einer Herzensangelegenheit wird, dann führt dies offenbar zum Erfolg.

Ob die Vier zwischendurch einen Ausflug nach Bremen gemacht haben, um zu musizieren – darüber berichtet das Märchen nicht. Aber sie haben ein Haus, das nun ihnen gehört.

Die Weisheit des Märchens ist vielfältig. Im Spiegel der Bibel betrachtet kommen mir einige biblische Texte in den Sinn. Etwa der Aufbruch Abrahams weg von seiner Heimat Ur in ein von Gott ausersehenes Land. Oder den Satz von Paulus, der sagt, dass die Kraft Gottes im Schwachen mächtig ist.

Am meisten hat es mir der Text 1. Kor. 12 angetan, dort, wo Paulus die Kirche mit dem Leib Christi vergleicht.

Der 1. Aspekt: Wie ein einziger Körper stehen die vier Tiere da und handeln gemeinsam.

Und der 2. Aspekt: auch die Schwachen haben eine wichtige Rolle und gehören zum Leib Christi – ohne sie ist der Leib beschnitten.

Ich zitiere aus 1.Kor.12:

21 Das Auge kann nicht zur Hand sagen: Ich brauche dich nicht, auch nicht der Kopf zu den Füßen: Ich brauche euch nicht.

22 Vielmehr sind eben jene Glieder des Leibes, die als besonders schwach gelten, umso wichtiger,

23 und eben jenen, die wir für weniger ehrenwert halten, erweisen wir besondere Ehrerbietung; so genießt das Unansehnliche an uns grosses Ansehen,

24 das Ansehnliche an uns aber hat das nicht nötig. Gott jedoch hat unseren Leib so zusammengefügt, dass er dem, was benachteiligt ist, besondere Ehre zukommen liess,

25 damit es im Leib nicht zu einem Zwiespalt komme, sondern die Glieder in gleicher Weise füreinander besorgt seien.

26 Leidet nun ein Glied, so leiden alle Glieder mit, und wird ein Glied gewürdigt, so freuen sich alle Glieder mit.

27 Ihr seid der Leib des Christus, als einzelne aber Glieder.

Der Leib Christi hat Wirkkraft. Aber nur, wenn wir einander wertschätzen und aufeinander achten und zu Freunden werden: Zum Leib Christi gehören heute, so empfinde ich, nicht nur die sehr gläubigen und traditionellen Glieder, sondern auch all die anderen, die sich noch dazugehörig fühlen und aus der Distanz der Kirche ihre Treue halten, oder sogar die Ausgetretenen, die trotzdem auf ihre selbstverantwortete, mündige Weise gläubig sind, oder die Gescheiterten. Wie dieser Haustiere sind wir unterwegs, um in dieser Welt einen Raum zu schaffen, wo die Botschaft Christi als etwas Leben bewegendes verstanden wird. Ich weiss nicht, wie die Gestalt der Kirche in der Zukunft aussehen wird.

Auf dieser Wanderung, in diesem Reformprozess ist ja unsere Kirche BL mit ihren Umsetzungsplänen der Visitation. Wir, die Fragenden, Suchenden, Nachdenklichen können Freunde werden und uns gemeinsam aufmachen. Ich meine, wenn wir die Weisheit unseres christlichen Glaubens spüren, wenn wir z.B. sagen können, was uns hierbei zutiefst bewegt und befreit, dann finden wir die Kraft der Entschiedenheit, die Lust und den Mut, auch Ungewöhnliches zu machen - wie eben diese vier Haustiere. Umbrüche und Durststrecken sind in dieser Zeit aushaltbar.

Eine Gemeinschaft, die Schwache als zu achtende Mitglieder versteht, ist vielen anderen - oft ideologisch geprägten - Gruppen an Weisheit und Wirkkraft voraus. Dass unterschiedliche Menschen einander zuhören und sich einander tragen, dass sie sich wertschätzen und nicht ausgrenzen – das hat eine ungeheure Wirkkraft. Ich empfinde, dass hier unser christlicher Glaube, unsere Kirche einen wertvollen Boden hat, der so viele unterschiedliche Menschen tragen kann und in Beziehung bringt.

Auch das Märchen von den Bremer Stadtmusikanten erzählt davon.

Der Geist Gottes, der uns Zusammengehörigkeit und die Freundschaft schenkt, möge uns bei unserer Wanderung begleiten! Amen.

Vom Fischer und seiner Frau – „Ihr werdet sein wie Gott“ (Gen 3,5)

Markus Perrenoud, 10. Juli 2016 (Dialekt)

Das Märchen finden Sie [hier](#).

Liebi Gmeind

Voo Huus uus neiged miär zu schnellä Urteil. Sehr schnell wüessed miär, ob öppis guet isch oder bös – ob üs ä Mensch sympathisch isch oder niit.

Au bii üsem Märli „Vom Fischer und siner Frau“ isch das soo. Da wüessed miär sehr schnell, was guet isch und bös – bös isch natürlich diä habgierigi Frau und guet ihrä bescheideni Maa –

Und sehr schnell kenned miär au d' Moral vo därä Gschicht: „*Hochmut kommt vor dem Fall – Habgier wird bestraft.*“ So chaad mä das machä und schnell wieder zur Tagesordnig übergaa – aber wie viel tued mää denn verpassä!

Äs Märli laacht sich äbä niit uf ä simpli Moral reduzierä – es heet viel meehr z'bietä – genau so wiä ä biblisch Gschicht. Sie wüüsed's: D' Biblä isch keis Moralbuech, äs iisch äs Seeläbuech, uurmenschliche Erfahrigä bringt's zur Sprach.

Also: Losed miär noo einisch aanä und versueded miär äs bitzeli tüüfer z'grabä. Ä hermeneutische Trick (Auslegungs-Trick) chaad üs drbii helfä: Um ä Gschicht besser z' verstaah, isch es mängisch hilfrüch, sich grad i de Bösewicht vo derä Gschicht z' versetzä: Was isch er eigentlich für einä? Vo was wird er bewegt? Worum handelt er so, wiä er tued ghandlä?

(I vielnä biblischä Gschichte isch das hilfrüch: Läsed Sie zum Biispiel einisch ä Gschicht vo Jesus, wo er sich mit de Pharisäär tued uusänand setzä – und versueched Sie sich i d' Pharisääer iinä z' versetzä – äs werdet Ihnä ganz nüüi Aschpekt uufgaah.)

Und au bii üsem Märli isch das soo: De schiinbari Bösewicht i derä Gschicht isch d' Ilsebil, d' Frau vom Fischer – *versueched miär einisch, üs i ihri Lag inä z' denkä:*

Wurum handelt sie ä so, wiä sie tued handlä?

S' Märli giit schoo am Aafang ä erschti Aantwort: Weil sie bitter arm ist. Sie wohnt imänä „Pisspott“ – ä plattdüütschä Uusdruck, wo ich lieber nitt wörtlich tue übersetzä – sie wohnt inärä engä, dunklä und miifigä Hüttä. Und us derä Hüttä woot sie uusä – sie halted's nummä uus – das chöönd miär eigentlich guet verstaah.

(...)

Aber villicht woot üüs s' Märli noo meeh als das verzällä. Märli sind näämli doppelböödig und drüüfachböödig – genau so wiä biblisch Gschichtä.

Villicht liidet d' Frau ii üsem Määrli niit nummä untärä üsserä Armuet, sondern au untärä innärä Armuet: Niit nummä i ihrärä HÜütä isch äs eng und miifig, sondern auu *i ihrem Läbä*.

Und damit chöömed miär zur zweitä Figur i üsem Määrli, zu ihrem Maa. Interessanterwiis het de kei Namä – d' Frau heisst Ilsebil – vo Maa wird eifach immer numä gsait, er siig de Fischer. Schiinbar ghat de Maa ganz ii sim Bruef uuf – er isch mit sim Bruef verhüüred – das isch sini Identität – *irgendwie chuund üs das bekannt vor*.

Und so ghat de Fischer jede Tag as Meer – „*und er angelt und angelt – und er sitzt und sitzt – und er luegt und luegt*“ – mi äs paar finä Pinselstrich düüted s' Märli aa, dass s' Läbä vo üsem Fischer zur Routinä wordä isch: Jede Tag s' Glichä.

Und de Fischer isch mit dem ja au z'friidä – das sait er ja diä ganzi Ziit zu sinärä Frau: „Es isch doch recht so, was wänd miär noo meeh?“

Aber d' Frau gseeht das ganz anders: *sie woot meeh*. Am Aabig, wenn de Maa vom Fischä hei chuund und sini paar Fischli tued presentiärä, luegt ihn d' Frau enttüscht aa. - Sehr waahrschiinlich chöönd nummä Ehemänner de Blick i sinärä ganzä Tüüfi erfassä. „*Isch das alles, wo du miär chaasch biätä?*“ So luegt d' Ilsebil ihrä Maa aa, und es gaaht drbii niit numä um diä paar Fischli, ja, es ghaat überhaupt niit nummä um Materielles.

Villicht giit's da noo ganz anders, wo sie erhofft und erwarted: *Dass ihrä Maa niit nummä ä Fischer isch, ä namelosä Bruefsmensch, sondern es echts Gegenüber* – so wiä's im Schöpfigsbricht heisst – „ein Gegenüber schuf er ihm“ – äs Gegenüber, wo sie wahrnimmt, wo gschpüürt, wiä's

um sie staht, wo sich mit ihrä uusänand setzt, wo fähig isch, z' liebä und gliebt z'wärdä.

So vieles liegt da i dem Blick vo de Ilsebil – „isch das alles, wo du miär chasch büütä“ – und wiä reagiert de Maa?

„Oh, Entschuldigung, Frau, ich muess noo schnell i d' Werkstatt ghaa.“ – *chuund üs irgendwiä bekannt vor.*

So lebed de Fischer und sini Frau vo eim Tag zum nöchschtä – bis eines Tages öppis passiert:

De Fischer sitzt am Meer – und s' Wasser isch ganz glatt – so wiä ä Spiegel – de Fischer luegd is Meer und gseehd siis Ebäbild – „*als sein Ebenbild schuf er sie*“ -

und er wirft sini Anglä uus – ganz tüüf sinkt sie abä – im Märli heisst's: „*bis zum Meeresgrund*“ – äs wunderschöns Bild - bis zum Meeresgrund, bis zum Seelegrund: Det, wo's dunkel isch, det, wo Verwunschnigs und Verdrängts und Ungläbts verborgä liegt –

und de Fischer gmerkt, wiä sini Angelschnuur aaschlaacht – äs fiins Zuckä ii sinärä Seel - und er fangt aa zieäh – und us em Meeresgrund – us em Seelegrund dringt ööpis aa d'Oberflächi.

„*Laah mich läbä!*“

De Fischer het ä Fisch a de Anglä – ä Fisch, wo chad redä – äs isch ä verwunschnigä Prinz. Und de verwunscheni Prinz woot läbä – er sehnt sich nach Erlöösig, wiä sich alli verwunschnigä Prinzä nach Erlöösig sehned. Und damit isch s' Thema vom Märli gäh: *es ghaat da um Erlöösig – um d' Erlöösig vomänä Fluech, wo uf üüs laschtet.*

Und es ist interessant, wiä de Fischer druuf tued reagierä: Er fragt de Fisch niit, wiä er ihm chöönti helfä. „*Muess ich ä Drachä totsclaa? Oder ä bösi Hex besiegä? Oder diär ä Kuss gäh wiä am Froschkönig?*“

Nei, all das fragt er niit - er stost de Fisch eifach zrugg is Meer – so schnell als es ghaat.

Ä unheimlichä Gedankä, ä unheimlichi Läbäsmöglichkeit – nummä schnell weg damit, weg unter d' Oberflächi.

(Es chuund miär ä chlii vor wiä bim Wirt i de Wiehnachtsgschicht – de mit de vollä Herberg. Es klopfed – s' Jesuschind stahht vor der Tüür – de Messias. Und was macht de Wirt? Er schlaht ihm Türä vor dr Nasä zue. „Tschuldigung, ich haa jetzt kei Ziit, chöömed spöter noo einisch.“)

Und so macht's au de Fischer: nummä schnell weg. Und de Fisch schwimmt tüüf bis zum Grund – und im Märli heisst's, er heig ä langä Streiffä Bluet hinter sich glaah.

Au wenn de Fischer das, wo da passiert isch, grad wieder verdrängt, gwaltsam verdrängt – so isch daa doch öppis uufbrochä und nimmt jetzt sin Lauf – und besorgt fraged miär üüs: „zum Gutä oder zum Bösä?“

Und de Maa kehrt hei zur Frau – sie warted uuf ihn – am liebschtä würd er ihrä us em Weg ghaa – er isch hüüt so uufgwühlt – aber d' Frau het ihn bereits gseeh und luegd iihn aa:

„Isch's nummä i de Mode, Grüetzi z' sägä?“

„Doch doch, Grüetzi Frau – ich bii no ä chlii usser Atem.“

„So so, hesch denn hüüt nüüt gfangä?“

„Doch doch.“

„Ja, was hesch denn gfangä?“

D' Frau fang a bohrä – und de Maa fang aa umädrucksä – chuund üs irgendwie bekannt vor.

„En Fisch haa ich gfangä ...“

„Das weiss ich denk au. Aber was für ä Fisch?“

„Ich haa ä Fisch gfangä, wo gsait het, er siig ä verwunschigä Prinz, da haa ich ihn wieder losslaah.“

„Und du hesch diär voo ihm nüüt gwünscht?“

Was hesch du diär gwünscht? Was wünschisch du diär? Jetzt isch es duusä, diä alles entscheidendi Frag. Es ghaat umänä verwunschigä Prinz – äs ghaat um Erlösig – äs ghaat um Befriig – was wünschisch du diär daa?

„Nüüt.“

So staht dr Maa daa – und für ä churzä Moment gsehd mä ganz tüüf ii sini Seel.

(...)

Hiä chöönd s' Märli uufhöörä – und es wär denn äs truurigs Gliichnis, wiä miär Menschä mitänand umgönd – dass miär soo oft anänand verbii läbed, redet und schwiiged –

Und es wär äs truurigs Gliichnis, wiä miär mit Erlöösig umgönd –

Dass miär sii a de Anglä händ, dass sie üs uf em Silbertablett serviert wird – d' Erlöösig, d' Gnaad, d' Vergäbig – und dass miär sie denn eifach uusschlöönd: „Nei, bruuched miär niit, häänd miär niit nöötig. Miär döönd so witter wurschtä wiä bisher – isch ja bis jetzt immer guet gangä.“ „Er kam in das Seine, und die Seinen nahmen ihn nicht auf.“

(...)

Aber s' Märli ghaat noo wiiter – und es chuund jetzt noo dicker: De Maa het kei Wünsch – aber drfüür isch d' Frau voll voo Wünsch und Sehnsüücht – sie platzt fascht drvoo. Und jetzt isch d' Glägäheit daa, und diä packt sie am Schopf:

„Was, du hesch nüüt gwünscht? Lueg dich doch einmal umää! Lueg doch einmal üsi HÜÜt aa: alles isch so eng und dunkel und miifig! Du hättisch diär doch wenigstes äs Huus chöönä wüünschä. So gaah zum Meer, rüef de Fisch und säg ihm, dass miär äs Huus wend haa.“

So redt d' Frau – und sie chuund drbii richtig ii Fahrt – und dr Maa versucht ihrä z' wiederredä – aber er het kei Chance – d' Frau isch ihm völlig überlägä – und so tued er noo chlii umä muulä und machd denn doch, was d' Frau sait – *chund üs irgendwie bekannt vor.*

Und er ghaat zum Meer, wo jetzt nummä glatt, sondern ganz grün und gääl isch – er rüeft de Fisch – er bringt de Wunsch vo sinär Frau vor – und de Fisch sait: „Ghaa hei, es isch eso.“

Und tatsächlich: Wo de Fischer hei chuund, da staht da äs Huus – und da isch d' Frau – und zämä lueged sie und stuuned sie das Huus aa – und zämmä setzed sie sich ufs Bänkli – „und wenn sie nicht gestorben sind, dann leben sie heute noch“?

Nei, leider nei – das Märli ghaat nämmlì wiiter – und jetzt passiert öppis seltsams: D' Frau het sich doch genau *das* Huus gwünscht – *aber sie woot mehr.*

Es isch, wiä wenn ä Lawinä isch losträtä wordä – ei Wunsch erzüügt de nöchschi – und d' Frau wird drbii immer massloser. Äs Huus – äs Schloss – Königin – Päpstin – so wiä Gott!

Was isch daa loos? Isch es eifach nummä Giier? Oder ghaat's daa um meh?

Ja, es ghat um meh – de Fisch het's Thema vorgääh: es ghat um Erlösig, um Befriig us de Engi.

Was wünsched du diär, was führt dich i s' Licht, i d' Wiiti, anä Ort, wo du chasch ufblüehä und gedeihä?

De Maa het diä Frag scho lang uufgääh – *aber d' Frau brennt defür.* Und jetzt machd sie sich uf de Weg – und es isch tragisch z' gseh, dass sie genau i diä falschi Richtig ghaat, wo's noo dunkler und noo enger und noo lebloser wird.

Wild schlaacht sie um sich – sie woot immer meh – äs Schloss, äs Königriich, d' Papschtchroonä – grossi Schätzt hüüft sie aa, uf de Karrieräleiterä stiiegt sie steil oppsi –

und doch gmerkt sie jedes Mal, dass es das *noo niit* isch - ihri Sehnsucht isch niit gstiilt – *äs bliibt da ää Leeri, wo niit gfüült isch – eigentlich ghaat's um viel meeh.*

So isch es oft bi Habsucht, Gier und Egoismus – eigentlich ghaat's um viel meeh.

Und d' Frau wird immer massloser und rasender – am Schluss woot sie wärdä wiä Gott – *wer chaad diä Leeri füllä wenn niit Gott?*

Aber damit isch sie z'wwit gangä – sie überschriited ä Grenzä, wo üs Menschä gsetzt isch – und sie gfindet sich wieder i ihrem altä, engä und miifigä Hüütli. Und zämmä mit ihrem Maa sitzt sie dett bis hüüt.

(...)

Liebi Gmeind

Am Aafang vom de Predigt haa ich Ilnä Gschicht vom sogenannte Sündefall vorgläsä: Adam und Eva, wo vo de verbotenä Frucht ässed.

Die Schlange aber war listiger als alle Tiere des Feldes, die der HERR, Gott, gemacht hatte, und sie sprach zur Frau: Hat Gott wirklich gesagt: Ihr dürft von keinem Baum des Gartens essen? Und die Frau sprach zur Schlange: Von den Früchten der Bäume im Garten dürfen wir essen. Nur von den Früchten des Baumes in der Mitte des Gartens hat Gott gesagt: Ihr dürft nicht davon essen, und ihr dürft sie nicht anrühren, damit ihr nicht sterbt. Da sprach die Schlange zur Frau: Mitnichten werdet ihr sterben. Sondern Gott weiss, dass euch die Augen aufgehen werden und dass ihr wie Gott sein und Gut und Böse erkennen werdet, sobald ihr davon esst. Da sah die Frau, dass es gut wäre, von dem Baum zu essen, und dass er eine Lust für die Augen war und dass der Baum begehrenswert war, weil er wissend machte, und sie nahm von seiner Frucht und ass. Und sie gab auch ihrem Mann, der mit ihr war, und er ass. (Gen 3, 1ff)

Und sicher händ Sie s' gmerkt: es giit da überraschend viele Ähnlichkeitä.

Au i derä Gschicht ghaath's um ä Maa und ä Frau – und um's schwierigä Verhältnis zwüschä denä beidä

Es chunnd äs Tier vor, wo chad redä – wo tүүf ii üs Wünsch chad weckä: „was wünschd du diär eigentlich?“

Und es ghaat um d' Dynamik vo denä Wünsch, wo sich iis Masslosä chöönd steigärä: so wärdä wiä Gott!

Und au diä Gschicht ändet im Desaster: nitt in'ärä engä Hüttä, aber in'ärä chaltä und fiindlichä Welt.

(...)

Und miär stönd daneben und lueged fassigsloos zue: *Wiä het das chöönä passiärä? Warum händ Adam und Eva nach em Öpfel griffä?*

I de Theologiegschicht giit's druuf tuusig Antwortä – aber keini chaad so richtig überzüügä. Letzschtlisch sind Sünd und Schuld öpps Irrationals, s' Böse ii üsnä Herzä öppis, wo miär niit chöönd erkläärä.

(...)

Und soo lönd üs diä beidä Gschichte ä chlii ratlos zrugg.

Genauso ratlos wiä de Fischer und sini Frau, wo am Endi wieder ii ihrärä Hüütä sitzed. *Isch alles wieder so, wiä's am Aafang gsii isch?*

Nei, öppis isch anders: Diä beidä händ ää Erfahrig, ä Gschicht hinter sich.

Sie händ nach Erlöösig gsucht – und sie händ diä bitteri Erkenntnis müessä machä – dass miär Menschä üs selber niit chöönd erlösä – dass de Versuch grad zum Gegeteil, i d' Katastrophä führt.

Diä inneri Leeri, wo miär gschüüred – mir chöönd sie niit selber füllä.

Es giit nummä einä, wo das chad – gepriesen sei sein Name! - und er macht das uus reiner Gnad – s' Einzigä, wo miär chöönd machä, isch üsi Händ uuftue.

(...)

Und so sitzed de Fischer und sini Frau uf em Bänkli vor ihrärä Hüütä.

Und sie lueged usä is Meer – ii das wiitä und unendlichä Meer – schoo immer isch äs daa glägä – aber es isch, als ob sie's nüü würdet gseeh –

und sie lueged und warted – was woohl vo dett wird choo.

Und villicht döffed miär üs vorstelle, dass sie drbii so öppis gschpüüred wiä ä innerä Friedä, ä inneri Rueh –

und villicht döffed miär üs vorstelle, dass sie gspüüred – endlich - dass da no öbber anders näbä ihnä sitzt - so lang sind sie einsam gsii,

und villicht döffed miär üs vorstellä, dass sie drbii so öppis gschpüüret wiä Liebi.

Und der Friede Gottes, der höher ist als unsere Vernunft, bewahre eure Herzen und Sinne in Jesus Christus. Amen.

Hänsel und Gretel – „Lasset die Kinder zu mir kommen!“ (Mk 10,14)

Markus Perrenoud, 17. Juli 2016

Das Märchen finden Sie [hier](#).

Liebe Gemeinde!

Vor ein paar Jahren hat sich hier in Basel ein Fall ereignet, der in der ganzen Schweiz für Aufsehen und Schlagzeilen sorgte: Mitte im Bahnhof Basel SBB wurde ein Neugeborenes ausgesetzt.

Es war Freitag Abend, ein Zug aus Bern fuhr im Bahnhof ein. Pendler steigen aus, sie haben nur ein Ziel – so schnell als möglich nach Hause zu kommen. Im Nachhinein kann sich ein Passant nur noch daran erinnern, dass er eine weinende Frau gesehen hatte.

Nach kurzer Umsteigezeit fährt der Zug weiter Richtung Badischer Bahnhof. Der Kondukteur dreht seine Runde und macht dabei einen seltsamen Fund: Im Gang liegt ein kleines Stoffbündel. Er schaut genauer hin, was das ist – und als er den Stoff beiseite schiebt, da liegt ein Baby vor ihm, erst ein paar Wochen alt.

Zunächst ist der Kondukteur wenig erstaunt: es kommt manchmal vor, dass Eltern ihre Kinder für kurze Zeit abstellen und später wieder holen. Ohne Aufregung macht er eine Durchsage mit dem Mikrofon. Aber als sich niemand meldet, wird er doch unruhig und schlägt Alarm: ein neugeborenes Baby, das ganz allein mit dem Zug unterwegs ist – das hat er noch nie erlebt.

Eine grosse Suchaktion wird gestartet, und die Meldung stösst auf grosses Interesse: In Zeitung, Radio und Fernsehen wird der Fall mit dem Basler Findelkind ausführlich geschildert, viele Menschen zeigen sich betroffen.

Es ist ein uraltes Motiv, dass da aktualisiert wird: das Hänsel und Gretel-Motiv, die urmenschliche Angst, dass alles plötzlich wegbricht – sogar die mütterliche Liebe – und dass man sich wiederfindet ganz allein im dunkeln Wald.

Und so beschäftigte der Fall die Menschen: Wer sind die Eltern? Warum

haben sie ihr eigenes Kind ausgesetzt? Und was passiert jetzt mit dem Findelkind?

(...)

Liebi Gemeinde

Ich möchte Sie zu einem Szenenwechsel einladen. Wir drehen das Rad der Geschichte 2000 Jahre zurück – wir sind jetzt im ersten Jahrhundert nach Christi Geburt – und der Evangelist Markus erzählt uns eine Geschichte:

Kinder werden zu Jesus gebracht, damit er sie segne. Die Jünger aber wollen das verhindern – „Platz da, weg da!“ – aber als Jesus das sieht, fängt er an zu schimpfen: *„Lasset die Kinder zu mir kommen, hindert sie nicht, denn ihnen gehört das Himmelreich!“*

„Lasset die Kinder zu mir kommen!“ Sicher kennten Sie diesen Satz aus der Bibel, vielleicht verbinden Sie damit auch das eine oder andere Bild.

Mir geht es jedenfalls so: Ich stelle mir vor, wie Jesus in einem weissen Gewand am Ufer vom See Genezareth sitzt. Er ist umringt von lachenden Kindern, die in herzigen Kleidchen um ihn tollen. Die Eltern schauen ihnen stolz zu und winken fröhlich mit den Händen.

Das ist sicher ein idyllisches Bild – und es ist ein falsches Bild. Wenn wir die Jesus-Geschichte verstehen wollen, dann müssen wir an das Basler Findelkind denken – an Hänsel und Gretel - *das ist der Schlüssel*.

Ich will das erkläre und muss dazu etwas ausholen: Die Situation von Kindern zur Zeit von Jesus war alles andere als idyllisch. Heutzutage sind wir uns bewusst, dass die Kindheit ein eigener Lebensabschnitt mit eigenen Bedürfnissen und Aufgaben ist – bei der Erziehung legen wir darum grossen Wert darauf, dass Kinder eben als Kinder und nicht als Erwachsene behandelt werden.

Zur Zeit von Jesus war dieses Bewusstsein aber noch nicht weit verbreitet. Ganz im Gegenteil: Kinder wurden sozusagen als „kleine Erwachsene“ angesehen, die ähnliche oder gar gleiche Aufgaben und Pflichten haben wie die „grossen Erwachsenen“.

Vor allem für Kinder aus den ärmeren Schichten hatte das ganz praktische Konsequenzen: schon von klein an mussten sie bei der Arbeit

der Eltern mithelfen, damit die Familie über die Runden kam – für Spielen und Herumtollen gab es also kaum Zeit, für hübsche Kleidchen viel zu wenig Geld.

Aber damit nicht genug – es kommt noch viel brutaler: Zur Zeit von Jesus herrschten die Römer in Palästina – und es waren grausame Herrscher – sie pressten das Land und die Leute aus, wo immer sie konnten.

Viele Leute – vor allem auch viele Familien - trieb das in den Ruin. Sie hatten nicht nur wenig, sondern gar nichts mehr, sie nagten am Hungertuch. Und es stellte sich ihnen eine brutale Frage: „*Können wir unsere Familie noch ernähren? Oder sitzt jemand zu viel am Tisch?*“

Das ist genau die Frage, die sich die Mutter in unserem Märchen stellt. Wir stellen uns diese Mutter als böse und gemeine Stiefmutter vor – aber vielleicht sind wir im Unrecht: vielleicht war sie einfach nur verzweifelt und traumatisiert, wusste nicht mehr ein noch aus.

In der Geschichte der Menschheit kam es immer wieder zu solchen Situationen – und manchmal mussten die Eltern zum letzten Mittel greifen – etwas, dass wir in unserer behüteten Situation gar nicht vorstellen können: Sie verkauften ihre eigenen Kinder oder setzten diese aus.

Bei uns in der Schweiz kommt das äusserst selten vor – und wenn es geschieht, dann erregt es grosses Aufsehen (wie der Basler Fall zeigt). In der Antike (und heutzutage in vielen Ländern des Weltsüdens) war das anders. Kinderaussetzungen kamen relativ häufig vor, viele antike Schriftsteller erzählen davon. Die ausgesetzten Kinder starben – oder sie schafften es, sich auf eigene Faust durchs Leben zu schlagen: Sie verdingten sich als Knechte und billige Arbeitskräfte und lebten auf der Strasse. Herumtollen und Spielen, von den Eltern bewundert und angelacht werden – davon konnten sie nicht einmal träumen.

(...)

Liebe Gemeinde.

Es spricht einiges dafür, dass Jesus genau solche Findel- und Strassenkinder im Blick hatte, als er seinen Jüngern befiehlt: „Lasset die Kinder zu mir kommen, hindert sie nicht.“

Es geht in der Geschichte nicht um eine herzige Familien- und

Kinderidylle, wie wir uns das vielleicht gerne vorstellen. Ganz im Gegenteil, das sogenannte Kinderevangelium handelt von kaputten Familien und ausgesetzter Kinder: von Hänsel und Gretel.

Jesus zieht als Wanderprediger durch Land Israel und verkündet mit Wort und Tat das Reich Gottes. Er hat Umgang mit allen Menschen – ganz besonders aber mit den Randständigen und Ausgestossenen: den Kranken, den Armen, den Verachteten – und diese fühlen sich von ihm wie magisch angezogen.

Wir können uns leicht vorstellen, dass das auch bei den Findel- und Strassenkinder so war: Auch sie fühlten sich von Jesus angezogen. Vielleicht sahen sie in ihm eine Vaterfigur – vielleicht suchten sie bei ihm auch einfach nur etwas zu Essen und einen Unterschlupf.

Auf jeden Fall suchen sie seine Nähe – und die Jünger weisen sie ab – und jetzt verstehen wir auch warum: Die Schar um Jesus war selber bettelarm, hatte selber kaum etwas zu essen: *„Die Füchse haben Höhlen, und die Vögel des Himmels haben Nester, der Menschensohn aber hat keinen Ort, wo er sein Haupt hinlegen kann.“* – da kann man doch ein dahergelaufenes Strassenkind nicht auch noch aufnehmen!

Ein durchaus verständlicher und vernünftiger Gedanke – das müssen wir eingestehen - aber Jesus durchkreuzt ihn. Er reagiert sehr scharf: er wird zornig – im griechische Urtext steht wörtlich *„er fuhr aus der Haut, er flippte aus.“* An keiner anderen Stelle im Markusevangelium wird so etwas Heftiges von Jesus gesagt – nur hier an dieser Stelle.

„Lasset die Kinder zu mir kommen, hindert sie nicht, denn ihnen gehört der Himmel!“

(...)

Liebe Gemeinde.

Drei Geschichten haben wir gehört, und sie alle handeln vom gleichen Thema, von der gleichen Urangst: dass plötzlich alles wegbrechen kann, und dass man dann da steht, allein im dunkeln Wald.

Was können wir mit diesen Geschichten anfangen, was haben sie uns sagen?

Fangen wir mit der Basler Findelkind an. Wenige Tage nach dem Vorfall konnte man in der Presse lesen, dass die Mutter des Findelkinds gefunden worden war. Und man erfuhr einiges über die Umstände, die zur Kindsaussetzung geführt hatten. Es war – wie erwartet – eine traurige Geschichte. Ja, so ist das leider: Es gibt traurige Geschichten, und sie erzeugen aus sich heraus weitere traurige Geschichten. Das Kind wurde in einer Familie platziert, und der Fall verschwand aus der Presse.

Gehen wir weiter zum Märchen. Seine Botschaft ist simpel und einfach: es kommt gut. Da ist die gemeine Stiefmutter, da ist der dunkle Wald, da ist die böse Hexe – aber am Ende, da gibt es ein Happyend, Hänsel und Gretel finden den Weg aus dem dunkeln Wald. Das scheint uns etwas einfach zu sein – etwas kindlich und naiv – aber eigentlich ist das auch die Botschaft des Evangeliums: Am Ende kommt es gut. Wir wandern durch dunkle Wälder – wir erleben traurige Geschichten – wir begegnen dem Bösen, um uns und in uns – am Ende aber werden wir ins Licht geführt - „und Gott wird abwischen alle Tränen“.

Und was ist die Botschaft unserer Jesus-Geschichte? Mich beschäftigt da vor allem der emotionale Ausbruch von Jesus: wie er aus der Haut fährt und die Jünger mit einer Schärfe anfährt, die wir sie sonst von ihm nicht kennen. Im Umgang mit Kinder geht es ihm scheinbar im alles: *„Wer in meinem Namen ein Kind aufnimmt wie dieses, nimmt mich auf, und wer mich aufnimmt, nimmt nicht mich auf, sondern den, der mich gesandt hat.“*

Das ist eine grosse Zumutung – und eine sehr aktuelle: Auch in unseren Tagen werden immer wieder solche Hänsel und Gretel ans Land gespült – Kinder, die alles verloren haben, die allein waren im dunkeln Wald, bei den wilden Tieren – spüren wir da noch den heiligen Zorn von Jesus ?

Eine Zumutung, ja eine Überforderung – und gleichzeitig ein unendlicher Zuspruch: Auch wir sind Kinder Gottes – und manchmal sind auch wir Hänsel und Gretel – alles verloren – allein im dunkeln Wald – bei den wilden Tieren.

Und ich stelle mir vor, wie Jesus Christus da zornig wird – wie er aus der Haut fährt – und wie er sagt:

„Lasset die Kinder zu mir kommen, hindert sie nicht, denn ihnen gehört der Himmel!“

Und der Friede Gottes, der höher ist als alle Vernunft, bewahre eure Herzen und Sinne in Jesus Christus. Amen.

Frau Holle – „...erstrahlt im Licht...“ (Epheser 5,13f)

Birgit Schmidhalter, 24. Juli 2016

Das Märchen finden Sie [hier](#).

Liebe Gemeinde,

das Märchen von der Frau Holle unterscheidet sich von den anderen Märchen der Brüder Grimm. Es hat seine Wurzeln in einem Entstehungsmythos. Es geht der Frage nach, wie die Sonne ihren vorherrschenden Platz in der Welt bekam. Es antwortet auf die Frage, wie das Licht über die Dunkelheit Vorrang bekommt. Es geht schlicht um die Ordnung der Welt, um deren tiefgründigen Sinn und die Frage, wie das Gute sich gegenüber dem Bösen behauptet.

Die erste schriftliche Notiz findet sich schon vor 1000 Jahren. Die mündliche Überlieferung könnte sogar bis in die Jungsteinzeit reichen. Wir haben es hier mit einer uralten Erzählung zu tun, mit der Erd- und Himmelsgöttin Frau Holle, mit der Sonne, der Goldmarie und dem Mond, der Pechmarie. Es geht um das Schicksal der lebensspendenden Sonne. Das Märchen „Frau Holle“ stellt grundsätzliche Fragen, existenzielle Fragen nach der Gerechtigkeit und nach Gut und Böse.

Die Frage nach Gerechtigkeit, die Frage, warum die Guten unter den Bösen zu leiden haben und ob vielleicht doch das Böse mächtiger ist als das Gute, diese Fragen hat die Menschheit immer wieder beschäftigt und auf diese Fragen hat sie jeweils eine hoffnungsfrohe und zuversichtliche Antwort gefunden. Auch bei dieser Erzählung zur „Frau Holle“ geht es gut aus, so wie bei der Erzählung von Hiob oder unsere Erzählung von Christi Tod und Auferstehung.

Nach dem Freitagabend, wie auch nach den letzten Tagen sind wir wieder aktuell bei dieser menschliche Grundfrage angelangt. Wie kann es sein, so fragen wir uns, dass so wenige Verrückte die ganze Welt in Alarmstimmung versetzen? Wie können die demokratischen und zivilen Grundrechte in bestimmten Ländern erhalten bleiben? Ist die Bosheit, der Hass, das Vernichtende etwa doch stärker als das Gute, das Gütige und Aufbauende?

Das Märchen von der Frau Holle hat verschiedene Ebenen.

Es klärt die Stellung der Sonne/des Lichtes in der Welt ein für allemal. Die Sonne siegt, ist stärker und strahlender, das Licht des Mondes nur ein

Abglanz der Sonne. Goldmarie, das Sonnenkind steigt mit Gold beschüttet aus dem Tor im Osten hervor, wogegen Pechmarie, das Mondkind mit hässlichen Flecken besetzt ist entsprechend dem Mond. Der Mond erhält sein Licht durch die Sonne, die aus sich selbst heraus erstrahlt. Unsichtbar, im Innersten der Welt, wirkt die gütige Erdmutter, Frau Holle. Das Gute lohnt sich und das Schlechte hat keine Wirkkraft. Das Schreckliche hat letzten Endes nicht wirklich Macht und Kraft, so wie der Mond abhängig ist von der Sonne.

Schauen wir genauer in das Märchen:

Im Haus der Welt

Frau Holle ist seit der Jungsteinzeit die gütige Erdmutter und Himmelsgöttin. Sie umfasst die Tiefen der Erde, in die man durch den Brunnen hinab gelangt wie auch die Wolken, aus denen sie es mit dem Aufschütteln der Betten schneien lassen kann.

Die Gegenspielerin zur gütigen und gerechten Frau Holle ist die boshafte Stiefmutter.

Zwischenbemerkung: Lassen Sie mich etwas zu den Stiefmüttern sagen. Die Stiefmütter kommen in den Märchen meistens schlecht weg. „Stiefmutter“ meint hier eine Frau, die sich nicht wirklich mütterlich zu ihren Kindern verhält. Auch eine leibliche Mutter kann zu einer „bösen Stiefmutter“ werden, wenn sie ihre Kinder plagt.

Die Stiefmutter hier im Märchen von der Frau Holle symbolisiert nicht das Böse, sondern einfach „die Welt“. Die Welt, in der wir leben und arbeiten, eine Welt mit all ihren Mühen, mit ihrer Oberflächlichkeit und dem Streben nach Gewinnen. In dieser Welt wird das eine Kind ohne Grund bevorzugt, während das andere Kind ohne Grund die ganze Arbeit machen muss.

Im Hause der Welt, bzw. der Stiefmutter wohnen also zwei Töchter. Die eine Tochter ist hässlich und faul. Die andere Tochter ist schön und fleissig und muss alle Hausarbeit verrichten wie eine Sklavin. Sie beuten die Arbeitskraft der Gutwilligen aus. Bemerkenswert ist, dass sich das Mädchen nicht wehrt, sondern alle Aufgaben mit ganzer Kraft gehorsam erledigt. Sie macht jede verlangte Arbeit und wir können vermuten, dass das Sonnenmädchen das Wohlwollen und die Anerkennung ihrer Stiefmutter, der Welt, zu erlangen sucht. Wenn sie doch nur sehr fleissig ist und alles recht macht, ja dann wird die Welt/Stiefmutter auch sie anerkennen und ihr gerecht werden, so denkt wohl das schöne, fleissige und gute Mädchen. Nur ja keinen Fehler

machen und alles zur Zufriedenheit gegenüber der fordernden Mutter erledigen. Nur ja nicht aufmucken und sich unbeliebt machen. So sehr wünscht sich das Sonnenkind voll Angst die Anerkennung seiner Weltmutter. Auf diese Art und Weise hat die Stiefmutter/die Welt gegenüber dem Sonnenkind leichtes Spiel. Sie kann die Jugendliche nach Belieben schikanieren.

Und eines Tages geschieht genau das, vor dem sich das gehorsame Sonnenkind am meisten fürchtete: ihr geschieht ein kleines Missgeschick.

Sie sticht sich beim Spinnen an der Spule, will das Blut am Brunnen abwaschen und die Spule fällt in den Brunnen. Die Stiefmutter hat kein Herz für das weinende Mädchen. Sie verweigert ihr gegenüber nicht nur jede Anerkennung und Wertschätzung für ihren geleisteten Einsatz, nein, die Mutter verlangt von ihr das Unmögliche, ja Lebensgefährliche: das Mädchen soll die Spule aus dem Brunnen holen. Ja, in ihrer Bosheit bringt sie ihre Tochter an eine Grenze. Die junge Frau sieht keinen Ausweg, sie ist am Ende ihrer Kräfte und stürzt sich verzweifelt in den Brunnen.

Am Brunnen

Mythisch gelesen ist der Brunnen der Himmelsozean im Westen der Welt, wo die Sonne versinkt und verschwindet. Die Sonne ist gestorben. Es wird Nacht. Nach Ablauf der Nacht bzw. nach Ablauf des Winters wird sie durch das Tor des Ostens erneut in die sichtbare Welt zurückkehren. Das frühe Christentum kann an diese vorchristliche Vorstellung anknüpfen. Der Gerechte, Jesus Christus, muss viel leiden und stirbt – aber der Gekreuzigte wird wie die unbesiegbare Sonne wieder auferstehen.

Das Sonnenmädchen also verlässt die Welt durch den Brunnen. Sie erwartet endgültig nichts mehr von der Stiefmutter/Welt: kein Mitgefühl, keine Hilfe, nichts. Für wen oder was soll das Sonnenmädchen denn noch leben, wenn es so unbarmherzig behandelt wird? Es ist für sie der Untergang. Das Sonnenmädchen verzweifelt an der Welt/Stiefmutter, nicht an sich selbst. Es bleibt der todesmutige Sprung in den Brunnen.

Der Brunnen spielt immer wieder die Rolle eines Wandels oder eines Ortes mit schicksalhafter Begegnung – wie z.B. zwischen Jesus und der Samariterin.

Unser Taufbrunnen ist ein Ort der Entscheidung. Wir Christen werden in das Taufwasser eingetaucht und lassen alle Erwartungen der Welt an

uns zurück. Wir bekennen als Christen, dass die Welt uns nicht die Gerechtigkeit zukommen lässt, die uns ganz persönlich nährt – auch wenn wir noch so sehr um ihre Anerkennung ringen. Für die geleisteten Werke bekommen wir von der Welt nicht das, was gerecht wäre und wovon unsere Seele lebt. Unsere Seele bleibt hungrig und durstig.

Im Haus der Frau Holle:

So „stirbt“ das Sonnenkind gegenüber der Welt/Stiefmutter, verlässt die äussere Welt und deren Machtbereich und kommt in der inneren unsichtbaren Welt von Frau Holle an. Mag im Vordergrund die Welt grausam und ungerecht sein, so herrscht im Hintergrund, im innersten der Welt die gütige Frau Holle.

Das Sonnenmädchen landet zu ihrem Erstaunen auf eine grüne Wiese. Am Tiefpunkt seines Lebens, am Tiefgrund des Brunnens erwacht das Sonnenmädchen und kommt zu sich selbst.

Das Sonnenmädchen hat bereits gelernt, die Stiefmutter/Welt nüchtern zu sehen und ihre Erwartungen zurückgenommen. Zu dieser Nüchternheit kommt nun ein Staunen. Eine andere neue Art des „Sehens“ tut sich ihr auf. Die Dinge und die Natur fangen an, mit ihr zu sprechen. Sie hört und sieht die Not der Brote im Backofen und die Last des Apfelbaumes. Sie antwortet und hilft. Sie macht dies nicht aus Gehorsam gegenüber einem äusseren Befehl, sie hilft und engagiert sich aus einem inneren Antrieb heraus. Sie antwortet dem, was ihr begegnet. Sie reagiert auf das, was im Moment zu tun ist. Das Sonnenmädchen handelt geistesgegenwärtig und hilfsbereit. Sie nimmt das Brot aus dem Ofen, die Äpfel vom Baum, weil sie so den Dingen entspricht. Sie tut es ihnen zu liebe und nicht um Lohn oder einer Anerkennung.

Ein alter Taufhymnus aus dem Epheserbrief bringt diesen Moment ähnlich zum Ausdruck: „Wach auf, du Schläfer und steh auf vom Tod! Dann wird Christus als Licht über dir aufleuchten“ (Epheser 5,14 nach der Übersetzung der Basisbibel). Das ist ja das Paradox: im Genauen Hinschauen auf das, was so leidvoll und schmerzhaft ist, kommt gleichzeitig eine neue Schau.

Eine Mutter Teresa hat so viel Leidvolles gesehen und war gleichzeitig erfüllt davon, sterbenden Menschen ihre Würde zu bewahren.

Ein Nelson Mandela hat so viele Jahre unschuldig als politischer Gefangener sein Leben geführt und hat gleichzeitig die Würde der Weissen gesehen und mit ihnen verhandelt.

Die Augen aufzumachen, die Ungerechtigkeit der Welt aushalten – und mit dem Aufwachen die *tiefgründige* Güte und Liebe zu schauen – ich meine, das ist hier im Märchen wunderbar erzählt.

Nachdem das Sonnenmädchen also auf der Wiese aufgewacht und dort geholfen hat, kommt sie zum Haus der Frau Holle. Frau Holle redet sie freundlich an, sagt, „mein liebes Kind“. Wir können uns vorstellen, wie die junge Frau an der Freundlichkeit und der absichtslosen Güte der Frau Holle wächst, wie gerne sie den Dienst bei ihr macht und wie sehr sie das Haus der Frau Holle genießen kann. Ich stelle mir vor, wie sie wieder lachen kann und fröhlich ist. Im Unterschied zur Welt/Stiefmutter handelt Frau Holle, die gütige Erdmutter und Himmelskönigin gerecht. Hier bei Frau Holle ist das Leben stimmig, ist freundlich und ohne Überforderung. Das Märchen erwähnt ausdrücklich, dass sie „Gesottenes und Gebratenes“ zu Essen bekommt.

Heimkehr

Und doch kommt der Moment, als das Sonnenmädchen Heimweh hat und in das Haus der Welt zurückkehren möchte. Es sind doch ihre Angehörige, die sie mag, die Dorfbewohner und Nachbarn, die Landschaften und was auch immer, nach denen sie sich sehnt.

Das Sonnenmädchen ist nun in sich gestärkt. Es handelt nicht mehr aus Angst, Abhängigkeit oder für eine Belohnung. Es wird den Dingen der Welt und den Menschen von innen heraus dienen und zur Verfügung stehen. Es hat im Haus der Frau Holle die Geborgenheit, Stärke und das Glück gefunden, so dass es der Welt/Stiefmutter gelassen begegnen kann.

Mit dieser neuen inneren Autorität strahlt das Goldmädchen etwas Neues aus. Es wird am Eingang zur Welt mit Gold überschüttet. Mit einem Mal wird sie von der Stiefmutter und der Schwester geschätzt und gut aufgenommen. Vielleicht, dass die beiden den inneren Reichtum eher ahnen als verstehen. Das Sonnenmädchen, bzw. die Goldmarie erstrahlt jedenfalls in ihrer Schönheit und wirkt nun auf neue Weise in der Welt.

Das Mondmädchen - Pechmarie

Das weckt bei dem Mondmädchen die Idee, ihre Schwester zu kopieren. Wir wissen, es wird scheitern. Es hat nicht diese innere Kraft. Es ist innerlich leer und hohl. Das Mondmädchen bleibt schlafend, es sieht, hört und erkennt nicht. Das Brot im Ofen und die Äpfel am Baum lassen es gleichgültig. Die Güte der Frau Holle kommt bei ihr nicht an. Das

Mondmädchen ist so sehr davon gefangen, eine Belohnung zu erhalten, dass es blind ist im Reiche der Erdmutter. Das Unglück der Pechmarie liegt in ihrem eigenen Wesen begründet. In seiner Äusserlichkeit und in dem Unvermögen, irgendetwas von innen her anzufangen und dann mit vollem Einsatz durchzustehen. Sie spart sich auf, sie will sich nicht dreckig machen, sie hat nicht die Frustrationstoleranz, etwas durchzustehen.

Ich beobachte, dass diese Art von Menschen zwar sagen können, wogegen sie sind. Sie können schimpfen und sich aufregen. Das ist zunächst nicht weiter schlimm. Es ist ein erster Schritt. Aber dieselben Menschen sind nicht in der Lage zu sagen, wofür sie einstehen, was sie bejahen und für was sie sich konkret einsetzen möchten. Sie laufen innerlich leer, wenn es darum geht, ein Problem konkret anzuschauen und zu sehen, in welche Richtung eine Lösung möglich ist oder leider offen bleiben muss. Diese verneinende Haltung ist ziellos und richtungslos und damit unberechenbar.

Ich befürchte, dass diese Art der negativen Haltung zu Kurzschlussreaktionen führen kann, zum Verlangen sich selbst und andere in den Tod zu ziehen.

Die Sonne schenkt dem Mond Licht, dass er leuchten kann und einen Platz im Kosmos hat. Es braucht das Sonnenmädchen, die Goldmarie, die dem Mondmädchen, der Pechmarie Licht gibt und einen Ort, wo es wirken kann. Wenn das Mondmädchen nicht selbst von innen heraus strahlen kann, so sind diejenigen gefordert, dieser Pechmarie beizustehen. Mag es auf der Welt ungerecht und grausam zugehen, so hat diese Ungerechtigkeit letztendlich nicht wirklich Kraft. Die Welt ist auf die Schönheit und Kraft der Guten angewiesen. Das ist das Ergebnis des Märchens von der Frau Holle.

Durch die Taufe sind wir zu Sonnenkindern berufen. Wir sind berufen, Licht der Welt zu sein und Christus, unserer Sonne, zu vertrauen. Amen.

Benutzte Literatur: Eugen Drewermann, Frau Holle, 1989(7.Auflage), Walter-Verlag Olten

„Das Mädchen ohne Hände“ -

„Jesus heilt einen Mann mit einer gelähmten Hand“ (Mt 12, 10ff)

Birgit Schmidhalter, 31. Juli 2016

Das Märchen finden Sie [hier](#).

Teil 1: keine Hände mehr

Zusammenfassung und Zitate des Märchens: Ein verarmter Müller begegnet im Wald beim Holzhacken einem alten Mann, der verspricht, ihn reich zu machen, wenn er dafür bekommt, was hinter seiner Mühle steht. In der Annahme, der Mann könne nur den großen Apfelbaum hinter der Mühle meinen, geht der Müller auf den Handel ein.

Als der Müller nach Haus kam, trat ihm seine Frau entgegen und sprach ‚sage mir, Müller, woher kommt der plötzliche Reichtum in unser Haus? auf einmal sind alle Kisten und Kasten voll, kein Mensch hat’s hereingebracht, und ich weiss nicht, wie es zugegangen ist.‘ Er antwortete ‚das kommt von einem fremden Manne, der mir im Walde begegnet ist und mir grosse Schätze verheissen hat; ich habe ihm dagegen verschrieben, was hinter der Mühle steht: den grossen Apfelbaum können wir wohl dafür geben.‘ ‚Ach, Mann,‘ sagte die Frau erschrocken, ‚das ist der Teufel gewesen: den Apfelbaum hat er nicht gemeint, sondern unsere Tochter, die stand hinter der Mühle und kehrte den Hof.‘

Der Teufel hatte angekündigt, dass er sich sein Eigentum erst in drei Jahren holen würde. Die Tochter war ein frommes Mädchen und »lebte in Gottesfurcht und ohne Sünde«. Als die Zeit gekommen war, »wusch sie sich rein und machte mit Kreide einen Kreis um sich«. So konnte ihr der Teufel nichts anhaben, doch der gab nicht auf und befahl dem Müller, seiner Tochter alles Wasser wegzunehmen, auf dass sie unrein würde. Doch das Mädchen weinte auf ihre Hände, sodass sie rein wurden und ihr der Teufel weiterhin nichts anhaben konnte. Nun wurde der Teufel wütend.

‚Hau ihr die Hände ab, sonst kann ich ihr nichts anhaben.‘ Der Müller entsetzte sich und antwortete ‚wie könnt ich meinem eigenen Kinde die Hände abhauen!‘ Da drohte ihm der Böse und sprach ‚wo du es nicht tust, so bist du mein, und ich hole dich selber.‘ Dem Vater ward Angst, und er versprach, ihm zu gehorchen. Da ging er zu dem Mädchen und

sagte ‚mein Kind, wenn ich dir nicht beide Hände abhaue, so führt mich der Teufel fort, und in der Angst hab ich es ihm versprochen. Hilf mir doch in meiner Not und verzeihe mir, was ich Böses an dir tue.‘ Sie antwortete ‚lieber Vater, macht mit mir, was Ihr wollt, ich bin Euer Kind.‘ Darauf legte sie beide Hände hin und liess sie sich abhauen.

So wird das Mädchen also durch den eigenen Vater invalid, doch der Teufel bekommt sie trotzdem nicht, weil sie auf ihre blutenden Armstümpfe weint und so auch in ihrer Verletztheit rein bleibt. Nun packt den Vater schlechtes Gewissen; er verspricht ihr, der er seinen Reichtum verdankt, sie »zeitlebens aufs köstlichste zu halten«. Doch das Mädchen geht fort: „... hier kann ich nicht bleiben; ich will fortgehn; mitleidige Menschen werden mir schon so viel geben als ich brauche.“

Interpretation:

Das Märchen vom Mädchen ohne Hände erzählt eine grausame Geschichte und wir können uns fragen, ob dies überhaupt etwas für die Ohren von Kindern ist. Wie erleben hier einen Vater, der lieber seine Tochter verstümmelt, als dass er die Konsequenzen seines Versprechens an den Teufel selber trägt. Die Tochter hat für seine Fehler zu büssen. Sie opfert ihre körperliche und seelische Gesundheit, ja sie opfert sich selbst dem Vater. Dies ist ein Märchen für alle Kinder, die selbst Gewalt in ihrer Familie erleben, die sich aufopfern müssen und nicht Nein sagen können, weil sie als Unmündige ihren Eltern ausgeliefert sind.

Wir schütteln vielleicht ungläubig den Kopf, wie das Kind so fügsam sein kann. Aber dies ist leider die Realität. Mädchen und junge Frauen in weiten Teilen der Welt sind noch immer ihren männlichen Verwandten schutzlos ausgeliefert, ja so sehr, dass die Familie das Recht hat, sie an Greise zu verheiraten oder sie sogar um der Ehre willen zu töten, wenn sie keine Jungfrauen mehr sind. Der Vater darf über seine Tochter verfügen und sie hat seine Gewalt hinzunehmen.

Möglicherweise herrschte zur Zeit der Entstehung dieses Märchens kein Schutz für Mädchen. Das Perfide ist, dass der Vater eine Seite an sich hat, die der Tochter zu verstehen gibt, wie sehr er an ihr hängt und wie sehr er sie braucht. Diese übermässige Anhänglichkeit wird mit Liebe verwechselt. Und das Perfide ist, dass die Tochter ihren Vater dadurch nicht nur fürchtet, sondern ihn gleichzeitig liebt. In diesem Gefühlschaos sind beide gefangen: Opfer und Täter.

Die Untat des Vaters wird leider verschleiert, indem die Verantwortung nach aussen, dem Teufel zugeschoben. Der Täter ist sich selbst in seiner Brutalität fremd. Er will doch der gute Vater sein und sein Mädchen nicht verlieren. Ich habe schon Täter so reden hören: es sei der Alkohol Schuld und nicht er.

Es zeugt von einer ungeheuren Kraft, dass es dem Mädchen gelingt, einen Schlusstrich zu ziehen, obwohl sie seelisch und körperlich zutiefst verletzt ist, nicht mehr zugreifen, anpacken kann. Ohne Hände kann sie vieles nicht mehr tun. Aber sie macht, was sie noch kann: weglaufen. Was hilft ihr dabei? Ich denke, es sind folgende Elemente:
Sie hat das Weinen nicht verlernt. Sie ist noch nicht in sich erstarrt, sondern bleibt mit ihrem Schmerz verbunden.
Sie vertraut Gott, einem guten Vater, einem himmlischen Vater, bei dem sie sich geliebt und geborgen weiss.
Und sie vertraut darauf, dass sie ausserhalb des Elternhauses Hilfe finden wird. Diese Gewissheit macht sie frei, wegzugehen.
Was also kann das Märchen einem gequälten Kind sagen, wenn es zu Grimms Zeiten es zu hören bekommt?
Du darfst weinen, denn es ist schrecklich. Flieh, vertrau Gott, du bist nicht von den Eltern abhängig. Da draussen gibt es Menschen, die dir helfen!!! Sei unverzagt; bald der Morgen tagt, und ein neuer Frühling folgt dem Winter nach. In allen Stürmen, in aller Not wird er dich beschirmen, der treue Gott! Wir singen das passende Lied:
Lied 694, 1 (Harre, meine Seele,...)

Teil 2: Prothesen als Hände

Zusammenfassung und Zitate des Märchens:

Das Mädchen stiehlt und ernährt sich von Früchten im Garten eines Königs. Ihr Diebstahl und sie werden vom Gärtner und dem Königssohn entdeckt, der die junge Frau aber sofort liebgewinnt.

Der König sprach ‚wenn du von aller Welt verlassen bist, so will ich dich nicht verlassen.‘ Er nahm sie mit sich in sein königliches Schloss, und weil sie so schön und fromm war, liebte er sie von Herzen, liess ihr silberne Hände machen und nahm sie zu seiner Gemahlin.

Nach einem Jahre musste der König in den Krieg ziehen. Da vertraute er die junge Königin seiner Mutter an und sprach ‚wenn sie ins Kindbett kommt, so haltet und verpflegt sie wohl und schreibt mir's gleich in einem Briefe.‘ Nun gebar sie einen schönen Sohn. Da schrieb es die alte Mutter eilig und meldete ihm die frohe Nachricht.

Als die Schwiegermutter, eine liebevolle und der jungen Königin wohlgesonnenen Frau, ihrem Sohn die Geburt des Sohnes brieflich mitteilt, fängt der Teufel den Brief ab und vertauscht ihn mit einer Fälschung. So erfährt der junge König, seine Frau habe einen Wechselbalg geboren. Der König schreibt trotz der ungunen Nachricht zurück, man möge seine Frau bis zu seiner Rückkehr gut pflegen. Auch

diesen Brief fängt der Teufel ab, um ihn zu fälschen. Die Mutter des Königs enthält nun die Weisung, ihre Schwiegertochter und das Kind töten zu lassen.

Die alte Mutter erschrak heftig, als sie den Brief erhielt, konnte es nicht glauben und schrieb dem Könige noch einmal, aber sie bekam keine andere Antwort, weil der Teufel dem Boten jedes Mal einen falschen Brief unterschob: und in dem letzten Briefe stand noch, sie sollten zum Wahrzeichen Zunge und Augen der Königin aufheben.

Doch sie bringt es nicht übers Herz und tötet stattdessen eine Hirschkuh. Dann sprach sie zu der Königin ‚ich kann dich nicht töten lassen, wie der König befiehlt, aber länger darfst du nicht hier bleiben: geh mit deinem Kinde in die weite Welt hinein und komm nie wieder zurück.‘

Als ihr Sohn schließlich heimkehrt, klärt sich die Situation nach einer kurzen Phase der gegenseitigen Beschuldigungen auf — aber wo ist die junge Königin mit ihrem Kind? Der König macht sich auf die Suche und sagt ‚ich will gehen so weit der Himmel blau ist, und nicht essen und nicht trinken bis ich meine liebe Frau und mein Kind wieder gefunden habe, ...

Interpretation:

Das Mädchen findet Mitgefühl für ihre Not. Sie findet einen Ehemann und eine Schwiegermutter, die voll Liebe für sie da sind. Jetzt könnte doch das Märchen zu Ende sein. Alles ist gut gegangen. Sie, die arme Müllerstochter, ist eine junge Königin – alles ist bestens und das höchste Glück ist ihr zuteil geworden.

Aber so schnell ist das Glück doch noch nicht da. Was ist nur los, dass sich zwischen dem Paar der Teufel stellen kann und die Botschaften vertauscht werden? Was ist das für eine scheussliche Macht, die die junge Königin mit ihrem Kind voll Todesangst in die Flucht treibt? Fest steht, die junge Frau hat zwar die Liebe ihres Lebens gefunden, fest steht auch, dass sie die richtige Richtung eingeschlagen hat, aber auch wahr ist, dass sie eine grosse innere Verletzung trägt – symbolisiert durch die abgehauenen Hände. Sie hat zwar Prothesen, aber doch keine lebendige Hände. Es ist, als ob die Liebe, die ihr zufließt, sie nicht erreicht. Sie kann sie nicht empfangen, halten, ergreifen. In ihr ist kein Boden, sondern ein Loch, durch die die Liebe immer wieder von neuem wegfließt. Es kommt zu Missverständnisse und Verwechslungen. Gehört wird das Gegenteil von dem, was gemeint ist.

Vielleicht kennen Sie das: man redet mit dem Ehepartner/der Ehepartnerin und verwechselt ihn/sie mit Vater oder Mutter. Irgendein Verhalten des Partners wecken unbewusst alte Gefühle, die aber eigentlich nicht ihm oder ihr gelten, sondern einer anderen Person.

Vielleicht fragt sich die junge Königin: Ich brauche meinen Mann so sehr, und nun hat er mich verlassen und ist im Feld. Würde er mich lieben, er wäre hier bei mir und bei der Geburt unseres ersten Kindes anwesend! Die Abwesenheit des Ehemannes weckt wilde Ängste, die sich umstände halber nicht klären und beruhigen lassen. Es kommt zu Spekulationen. Die negativen Kindheitserfahrungen der jungen Königin überwältigen sie und die ehemalige Todesangst ist so gross, dass sogar die Königinnenmutter sich anstecken lässt, an ihrem Sohn zu zweifeln beginnt und ihrer Schwiegertochter weinend rät, zu fliehen. Die teuflische Vergangenheit hat die Müllerstochter eingeholt und sie kann nicht mehr länger bleiben. Weinend verlässt sie mit ihrem Säugling den Königspalast.

Wir singen für die beiden die zweite Strophe des angefangenen Liedes: Lied 694, 2 (Harre, meine Seele,...)

Teil 3: eigene Hände

Zusammenfassung und Zitate des Märchens

Die junge Königin kam bei ihrer Flucht in einen grossen wilden Wald, da setzte sie sich auf ihre Knie und betete zu Gott, und der Engel des Herrn erschien ihr und führte sie zu einem kleinen Haus, daran war ein Schildchen mit den Worten ‚hier wohnt ein jeder frei.‘ Aus dem Häuschen kam eine schneeweisse Jungfrau, die sprach ‚Willkommen, Frau Königin‘ und führte sie hinein. Da sprach die arme Frau ‚woher weisst du, dass ich eine Königin war?‘ Die weisse Jungfrau antwortete ‚ich bin ein Engel, von Gott gesandt, dich und dein Kind zu verpflegen.‘ Da blieb sie in dem Hause sieben Jahre, und war wohl verpflegt, und durch Gottes Gnade wegen ihrer Frömmigkeit wuchsen ihr die abgehauenen Hände wieder.

Kurz nachdem die junge Königin mit ihrem Büblein den Königshof also verlassen hatte, kam ihr Mann vom Krieg zurück. Nachdem das Missverständnis mit den Briefen geklärt war, sprach der König ‚ich will gehen, so weit der Himmel blau ist, und nicht essen und nicht trinken, bis ich meine liebe Frau und mein Kind wiedergefunden habe, wenn sie nicht in der Zeit umgekommen oder Hungers gestorben sind.‘ Darauf zog der König umher, an die sieben Jahre lang, und suchte sie in allen Steinklippen und Felsenhöhlen, aber er fand sie nicht und dachte, sie wäre verschmachtet. Er ass nicht und trank nicht während dieser ganzen Zeit, aber Gott erhielt ihn. Endlich kam er in einen grossen Wald und fand darin das kleine Häuschen, daran das Schildchen war mit den Worten ‚hier wohnt jeder frei.‘ Da kam die weisse Jungfrau heraus,

nahm ihn bei der Hand, führte ihn hinein und sprach ‚seid willkommen, Herr König,‘ Und der König war müde und legte sich schlafen. Darauf ging der Engel in die Kammer, wo die Königin mit ihrem Sohne sass, den sie gewöhnlich Schmerzenreich nannte, und sprach zu ihr ‚geh heraus mitsamt deinem Kinde, dein Gemahl ist gekommen.‘ Da ging sie hin, wo er lag, und das Tuch fiel ihm vom Angesicht. Da sprach sie ‚Schmerzenreich, heb deinem Vater das Tuch auf und decke ihm sein Gesicht wieder zu.‘ Das Kind hob es auf und deckte es wieder über sein Gesicht. Das hörte der König im Schlummer und liess das Tuch noch einmal gerne fallen. Da ward das Knäbchen ungeduldig und sagte ‚liebe Mutter, wie kann ich meinem Vater das Gesicht zudecken, ich habe ja keinen Vater auf der Welt. Ich habe das Beten gelernt, unser Vater, der du bist im Himmel; da hast du gesagt, mein Vater wär im Himmel und wäre der liebe Gott: wie soll ich einen so wilden Mann kennen? der ist mein Vater nicht.‘ Wie der König das hörte, richtete er sich auf und fragte, wer sie wäre. Da sagte sie ‚ich bin deine Frau, und das ist dein Sohn Schmerzenreich.‘ Und er sah ihre lebendigen Hände und sprach ‚meine Frau hatte silberne Hände.‘ Sie antwortete ‚die natürlichen Hände hat mir der gnädige Gott wieder wachsen lassen;‘ und der Engel ging in die Kammer, holte die silbernen Hände und zeigte sie ihm. Da sah er erst gewiss, dass es seine liebe Frau und sein liebes Kind war, und küsste sie und war froh, und sagte ‚ein schwerer Stein ist von meinem Herzen gefallen.‘ Da speiste sie der Engel Gottes noch einmal zusammen, und dann gingen sie nach Haus zu seiner alten Mutter. Da war grosse Freude überall, und der König und die Königin hielten noch einmal Hochzeit, und sie lebten vergnügt bis an ihr seliges Ende.“

Interpretation:

Nun gibt es doch ein Happy End, die beiden haben zueinander gefunden und heiraten nochmals.

Auffallend am Märchen vom „Mädchen ohne Hände“ ist ihr tiefes Vertrauen in Gott. Für die junge Frau gibt es stets ein freundliches Gegenüber, eine Hoffnung, dass alles gut kommt. In ihr tief verwurzelt ist seit Kindheit die Überzeugung, dass sie einen gütigen Vater im Himmel hat. Und diese wichtige und heilsame Zuversicht gibt sie auch ihrem eigenen Sohn weiter. Dieses Vertrauen und dieser Glaube sind ein Keim für ihre Heilung.

In der Psychotherapie hat man inzwischen anerkannt, dass Religiosität, Glauben bzw. Spiritualität für die seelische Heilung ein bedeutender Faktor sein kann, wenn die Patientin/der Patient dies von sich aus möchte.

Ich beobachte in der Seelsorge, dass religiöse Menschen - mit einem positiven Gottesbild wohlgerichtet – belastende Lebensereignisse besser bewältigen. Es gibt ihnen nicht nur Mut und Zuversicht, sondern nimmt ihnen auch die Angst, sich dem Schmerzvollen zu stellen. Wir Christen haben keine Angst, den Gefolterten am Kreuz anzuschauen. Für uns ist das kein Tabu. So erfahren wir, dass die junge Königin ganz bewusst und ohne Zögern ihren Sohn „Schmerzensreich“ nennen kann. So ist das Leben: es kann schmerzensreich sein. Aber mit und neben dem Leidvollen gibt es die Boten Gottes, die Engel, die helfend und fürsorglich die traumatisierte Frau begleiten. Sie darf im Haus wohnen mit dem Namen: „hier wohnt ein jeder frei“! In diesem Schutzraum heilt ihre Seele. Sie kann sich von ihren inneren Fesseln und von ihren fremden Überzeugungen befreien.

Nicht nur die Königin, sondern auch der König sind 7 Jahre in einer Ausnahmesituation. 7 Jahre wohnt die Königin zurückgezogen mit sich und dem Kind allein, mit einem Engel als heilendes Gegenüber. 7 Jahre lang sucht der König seine Frau und seinen Sohn - allein genährt durch Gott, ohne zu wissen, ob die beiden noch leben. Die Zahl 7 kommt noch häufig vor und sie wird oft verwendet, wenn etwas aufgezählt wird. 7 Tage, 7 Tugenden, 7 Sachen, 7 Wunder Jesu usw. Die Zahl steht aber auch für körperliche und seelische Gesundheit. Sie wird aufgeteilt in 4 und 3. Die 3 steht für die Trinität Gottes, dem geistlich/seelischen Bereich und die 4 steht für die vier Elemente: Feuer, Wasser, Luft und Erde, dem körperlichen Bereich. Die Heilung an Leib und Seele dauert für die junge Königin also sieben Jahre. Das Suchen und Finden seiner Frau für den König ebenso lang. Endlich erkennt er sie, seine reife und nun furchtlos liebende Frau. Bedenkt man, wie lange eine Psychotherapie für die Behandlung eines schweren Traumas braucht, so ist diese Dauer nicht erstaunlich.

Dieses Märchen berichtet von einem Wunder, dem Nachwachsen der Hände. Aber auch das wäre möglich gewesen, dass die junge Königin lernt, mit ihren fehlenden Händen gut umgehen zu können, mit ihrer Verletzung zu leben und in ihrem Leben glücklich zu werden. Die Heilung eines Menschen ist stets ein Wunder. Die Ärztin, der Psychiater, die Psychotherapeutin oder der Seelsorger können Raum schaffen und ein Gegenüber sein. Sie behandeln die Patienten, aber die Heilung geschieht in den Patienten. Über die Heilung verfügen wir letztlich nicht. Sie ist ein Wunder, Schicksaal, glückliche Fügung verschiedener Umstände oder christlich ausgedrückt: die Heilung geschieht dank der Gnade Gottes. Amen.